

(Nachdruck verboten.)

47] **Foma Gordjejew.**

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Wenn Foma, von den brennenden Funken der Jeshowschen Worte entzündet, davon zu träumen begann, wie er damit beginnen würde, jene Menschen zu widerlegen und zu stürzen, die ihres Vorteils wegen das Leben nicht erweitern wollen, unterbrach Jeshow ihn oft:

„Daß das! Du kannst nichts! Solche Menschen wie Du kann man nicht gebrauchen. Eure Zeit, — die Zeit derer, die stark, aber nicht klug sind, ist vorüber, Bruder! Du hast Dich verspätet. Du hast keinen Platz im Leben!“

„Keinen Platz? Du lügst!“ schrie Foma auf, vom Widerspruch gereizt.

„Nun, was kannst Du?“

„Ich?“

„Ja, Du!“

„Ich werde Dich zum Beispiel totschlagen.“

„Ach, Du Narr!“ sagte Jeshow überzeugt und bedauernd und zuckte die Achseln. „Ist denn das etwas Neues? Ich bin so wie so schon halb tot vor Wunden.“

Und dann flammte er in verzweifelter Bosheit auf, zuckte zusammen und sagte:

„Mein Schicksal hat mich zu kurz kommen lassen! Warum habe ich mich erniedrigt, indem ich das Almosen der Menschen annahm, warum habe ich zwölf Jahre nacheinander wie eine Maschine gearbeitet? Um zu lernen. Warum habe ich jahrelang im Gymnasium und auf der Universität rastlos den trockenen, langweiligen, für mich gnnz unbrauchbaren Schund und das von Widersprüchen erfüllte Zeug verschluckt? Um Feuilletonist zu werden, um tagaus, tagein Poffen zu treiben, das Publikum zu amüsieren und mich selbst zu überzeugen zu suchen, daß das notwendig und nützlich sei. Wo ist das Schießpulver meiner Jugend? Ich habe die ganze Ladung meiner Seele verschossen, den Schuß für drei Kopeken. Was für einen Glauben habe ich mir angeeignet? Nur den Glauben daran, daß nichts in diesem Leben etwas taugt, daß alles zerstört und vernichtet werden muß. Was liebe ich? Mich selbst, und ich fühle, daß der Gegenstand meiner Liebe ihrer unwürdig ist. Was kann ich thun?“

Er weinte fast und betastete mit seinen dünnen, schwachen Händen seine Brust und seinen Hals.

Aber manchmal kam ein Andrang von Lebensmut über ihn und er sprach in einem andren Ton:

„Was mich anbelangt, so ist mein Lied noch nicht zu Ende! Meine Brust hat vieles eingefangt, und ich werde wie eine Peitsche durch die Luft sausen! Warte, ich werde die Zeitung beiseite schieben, werde etwas Ernstes beginnen und ein kleines Buch schreiben. . . Ich werde es „Die Seelenmesse“ nennen. Es giebt ein solches Gebet, das man den Sterbenden vorliest. Und diese Gesellschaft, die vom Fluch der inneren Kraflosigkeit getroffen ist, wird vor dem Tode mein Buch wie Weihrauch aufnehmen.“

Foma verschlang jedes Wort, beobachtete ihn, verglich seine Reden und sah, daß Jeshow ein ebenso schwacher und verirrter Mensch war, wie er selbst. Aber Jeshows Stimmung steckte Foma noch immer an, seine Worte bereicherten seine Sprache und manchmal bemerkte er mit freudigem Erstaunen, wie gewandt und mächtig er den einen oder andern Gedanken ausdrückte.

Manchmal traf er bei Jeshow seltsame Menschen, die wie es ihm schien, alles wußten, alles begriffen, allem widersprachen und überall Betrug und Falschheit sahen. Er beobachtete sie schweigend und lauschte ihren Worten; ihre Redefreiheit gefiel ihm, doch etwas Herablassendes, Stolz in ihrem Verhalten ihm gegenüber beengte ihn und stieß ihn ab. Außerdem fiel es ihm sehr auf, daß in Jeshows Zimmer alle klüger und besser waren, als auf der Straße und in den Hotels. Sie hatten besondere Gespräche, die sie im Zimmer führten, besondere Worte und Gesten, die außerhalb des Zimmers durch das Gewöhnliche und Menschlichste ersetzt wurden. Manchmal, wenn sie in Jeshows Zimmer waren, stammten sie alle wie ein

großer Scheiterhaufen auf, und Jeshow war die grellste Flamme in ihrer Mitte, doch das Leuchten dieses Feuers erhellte das Dunkel von Foma Gordjejews Seele nur schwach.

Einmal sagte Jeshow zu ihm:

„Heute amüsieren wir uns. Unfre Seher haben eine Genossenschaft gebildet und bekommen beim Verleger die ganze Arbeit im Accord. Aus diesem Anlaß wird getrunken, und ich bin dazu eingeladen — ich habe das Ganze vorgeschlagen. Wollen wir gehen? Du mußt sie gut bewirken.“

„Gut!“ sagte Foma, dem es gleichgültig war, mit wem er seine Zeit, die ihm zur Last war, verbrachte.

Am Abend dieses Tages saßen Foma und Jeshow in der Gesellschaft von Menschen mit gewöhnlichen Gesichtern außerhalb der Stadt, an der Pflanzung eines Haines. Es waren etwa zwölf Seher dabei; sie waren anständig gekleidet und benahmten sich gegen Jeshow einfach und kameradschaftlich; dieser Umstand wunderte Foma ein wenig und machte ihn verlegen, da in seinen Augen Jeshow trotz allem für diese Menschen eine Art von Chef und Meister war, während sie seine Untergebenen waren. Sie schienen Gordjejew nicht zu bemerken, obgleich, als Jeshow sie mit Foma bekannt machte, sie alle ihm die Hand drückten und sagten, daß sie sich freuten, ihn zu sehen. Er legte sich abseits unter einen Haselstrauch und beobachtete alle, da er sich in dieser Gesellschaft fremd fühlte und bemerkte, daß auch Jeshow sich wie absichtlich von ihm fern hielt und ihm auch wenig Beachtung schenkte. Ihm fiel bei Jeshow etwas Seltsames auf. Der kleine Feuilletonschreiber schien den Ton und die Sprechweise der Seher nachahmen zu wollen. Er machte sich mit ihnen zusammen am Feuer zu schaffen, enttorkte die Bierflaschen, schimpfte, lachte laut und gab sich jede Mühe, ihnen ähnlich zu sehen. Er war auch einfacher gekleidet als sonst.

„Ach, Brüder!“ rief er mit Bravour aus. „Ich fühle mich so wohl bei Euch! Auch ich bin ja kein großer Vogel, ich bin nur der Sohn des Gerichtsdieners und Unteroffiziers Matweij Jeshow!“

„Wozu sagt er das?“ dachte Foma. „Kommt es denn darauf an, wessen Sohn man ist? Man wird doch nicht nach dem Vater, sondern nach dem Verstand geehrt.“

Die Sonne ging unter, und auch am Himmel flammte ein ungeheurer, feuriger Scheiterhaufen, der die Wolken goldig und blutig färbte. Aus dem Walde roch es feucht, die Stille wehte herüber, und an der Pflanzung bewegten sich lärmend die dunkeln Gestalten der Menschen. Einer davon, ein kleiner, magerer Mann mit einem breiten Strohhut, spielte Harmonika, ein anderer, mit einem schwarzen Schnurrbart und mit der Mühe im Nacken, sang halblaut dazu. Zwei andre zogen an einem Stoch, um ihre Kraft zu erproben. Einige Seher waren bei den Körben mit Bier und Schwarzem beschäftigt, ein großer Mann mit einem halbergraunten Bart warf Zweige in das Feuer, das von schwerem, weißen Rauch umhüllt war. Die feuchten Zweige quiekten kläglich und knisterten im Feuer, die Harmonika spielte herausfordernd eine lustige Melodie, und die Falschstimme des Singenden verstärkte und vervollständigte ihr lautes Spiel.

Abseits von allen, am Abhang eines kleinen Damms, hatten sich drei junge Burschen gelagert, und vor ihnen stand Jeshow und sprach laut:

„Ihr tragt die heilige Fahne der Arbeit, und ich bin ebenso wie Ihr der Soldat derselben Armee, wir alle dienen ihrer Majestät der Presse und müssen in treuer, einiger Freundschaft leben.“

„Das stimmt, Nikolai Matweijtsch!“ unterbrach ihn eine tiefe Stimme. „Und wir wollen Sie bitten, wirken Sie auf den Verleger ein! Beeinflussen Sie ihn! Man kann Krankheit und Betrunktheit nicht verwechseln. Nach seinem System ist es so: Wenn einer von den Kameraden betrunken ist, wird ihm zur Strafe sein Tageslohn abgezogen, ist er aber krank, soll dasselbe geschehen. Wir könnten im Fall der Krankheit eine Bestätigung vom Doktor bringen, damit es sicher ist, und der Verleger sollte, wenn er gerecht sein will, dem Vertreter des Kranken wenigstens die Hälfte des Lohnes zahlen. Sonst ist es uns schwer, wenn zum Beispiel drei auf einmal krank werden. . .“

„Ja, das ist natürlich richtig,“ gab Zeschow zu. „Aber, meine Freunde, das Princip der Kooperation . . .“

Zoma hörte auf, der Rede des Freundes zuzuhören, da er durch ein andres Gespräch abgelenkt wurde. Zwei Männer sprachen miteinander, der eine war groß, sah schwindstüchtig aus, war schlecht gekleidet und blickte mürrisch drein; der zweite war ein junger Mann mit blondem Haar und blondem Bart.

„Meiner Ansicht nach,“ sagte der Große düster und hüstelnd, „ist das dumm. Wie kann unsereiner heiraten? Es kommen Kinder — wird es dann für alle reichen? Man muß die Frau kleiden, und es kommt noch darauf an, was für eine man kriegt.“

„Sie ist ein braves Mädchen,“ sagte der Blonde leise.

„Nun, jetzt ist sie brav. Eine Braut ist etwas andres als eine Frau. Das ist auch nicht die Hauptsache, man kann es ja versuchen, vielleicht wird sie auch wirklich brav sein. Aber die Mittel werden nicht ausreichen, Du wirst bei der Arbeit selbst zu Grunde gehen und Du wirst auch sie zu Grunde richten. Das Heiraten ist für uns ein ganz unmögliches Ding. Können wir denn bei diesem Lohn eine Familie erhalten? Du siehst ja, ich bin mir vier Jahr verheiratet, und es geht bald zu Ende mit mir. Und ich habe gar keine Freuden gekostet, habe nichts als Sorgen und Unruhe gehabt.“

Er bekam einen Hustenanfall und hustete lange aufheulend; als er aufhörte, sagte er leuchtend zu seinem Kameraden:

„Laß das, dabei kommt nichts heraus.“

Zener senkte den Kopf, und Zoma dachte:

„Er spricht zur Sache, er versteht wohl auch vieles!“

Das Ignorieren seiner Person kränkte ihn ein wenig und erregte in ihm zugleich ein Gefühl der Achtung vor diesen Menschen mit den dunklen, von Bleistaub durchsetzten Gesichtern. Fast alle führten ernste, sachliche Gespräche, und in ihren Reden flimmerten eigenartige Worte auf. Niemand von ihnen schmeichelte ihm und belästigte ihn mit der Aufdringlichkeit, die seinen Bekannten im Gasthaus und seinen Bekanntschaften eigen war. Das gefiel ihm.

„Wie sie sind,“ dachte er und lächelte innerlich, „sie haben ihren Stolz.“

„Sie sollten nicht nach den Büchern, sondern nach der lebendigen Wahrheit urteilen, Nikolai Matjewitsch,“ ertönte eine vorwurfsvolle Stimme. „Man kämpft ja um das Stück Brot nicht nach dem Buch, sondern nach der Notwendigkeit, wie Gott es einem eingiebt, und nicht wie es in ihren Vorschriften steht.“

„Erlaubt, meine Freunde! Was lehrt uns die Erfahrung unsrer Brüder?“

Zoma wandte den Kopf dorthin, wo Zeschow laut sprach; er hatte seinen Hut abgenommen und schwenkte ihn über seinem Kopf. Jetzt sagte jemand zu Zoma:

„Nähen Sie näher, Herr Gordsejew!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus der Kindheit der Berliner Presse.

Auf dem Gebiete des deutschen Zeitungswesens hat Berlin wohl die großartigste Entwicklung durchgemacht. Es hat nicht bloß heute von allen Städten des Reiches die größten Zeitungsdruckereien, die am weitesten verbreiteten und in der Auflage stärksten Zeitungen, sondern auch Blätter aller politischen Parteien, aller wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen, religiösen, sozialen Richtungen. Inmitten des Zeitungswesens unserer Tage vermag man sich kaum noch an die ersten Anfänge, an die Kindheit der Berliner Presse zu erinnern.

Die erste Berliner Zeitung erschien bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Andre Städte waren Berlin dabei längst vorangegangen. Der Anfang dazu war die mündliche Uebermittlung von Nachrichten des Handels usw. gewesen, die sich die großen Kaufherren durch reisende Boten und unter bedeutenden Kosten zukommen ließen. Die Entwicklung des Verkehrs, des Handels und der politischen Verhältnisse machten diese mündlichen Nachrichten schließlich unzureichend. Die Kaufherren besoldeten deshalb an den großen Plätzen bestimmte Personen, die ihnen allwöchentlich die wichtigsten Nachrichten in Form von Korrespondenzen zutrug. So entstand die „briefliche Zeitung“, eine Einrichtung, welche die Fürsten und die Ratsherren der Städte bald nachahmten und so allgemein machten. Hierzu gesellten sich mit der weiteren Ausbreitung, welche die

Buchdruckerei nahm, die gedruckten politischen Nachrichten. Den öffentlichen Verkehr vermittelten die Postmeister. In ihre Hände gelangten die „Wissis“ zuerst und es ist natürlich, daß sie den Buchdruck ausnutzten, um die allgemein interessierenden politischen Neuigkeiten durch den Druck als „fliegende Blätter“ größeren Kreisen bekannt zu machen. Es waren bloße Nachrichten, im Stil der heutigen Extrablätter, und die Postmeister waren die ersten „Zeitungs-menschen“, Redacteurs und Verleger in einer Person.

Die politischen Ereignisse häuften sich und jagten einander, so daß immer öfter „fliegende Blätter“ erschienen. Das führte dazu, sie schließlich periodisch erscheinen zu lassen, und so kamen denn, und zwar wöchentlich einmal, die ersten gedruckten periodischen Zeitungen heraus.

Auch die erste Zeitung Berlins wurde von dem „Botenmeister“ herausgegeben, bei dem die Boten ihre Sendungen abzugeben hatten. Aus ihren Berichten und Briefen wurde die Zeitung zusammengestellt. Ihr Erscheinen war unregelmäßig, da es von dem Eintreffen der Boten abhing, deren Pünktlichkeit die verschiedensten Umstände beeinträchtigten. Damals aber konnte schon eine Nachricht ziemlich alt sein, da das Berliner Bürgerthum sie durch die Zeitung des Postmeisters zuerst erfuhr, war sie ihm stets neu. Oft war diese Zeitung auch nur die Wiedergabe von Nachrichten, die aus andern Blättern entnommen waren. Democh hatte auch diese Zeitung eine bedeutende Wirkung, wie uns die Klagen und Beschwerden beweisen, die gegen sie geführt wurden. Die Kriegswirren der Zeit drückten schwer auf die Berliner, und der hilflose Kurfürst Georg Wilhelm hatte den Grafen Schwarzenberg zur diplomatischen Verhandlung an den kaiserlichen Hof nach Wien geschickt. Er konnte aber nichts Rechtes erzielen, und um sich selbst reinzuwaschen, schob er in einem an den Kurfürsten gerichteten, aus Wien vom 5. November 1628 datierten Briefe die Schuld der Zeitung in die Schuhe. „Man hat alhier“, so schreibt er, „ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt: es sey kein Ort im ganzen Reich, da man also frey und schlimm schreibe gegen Ihre kaiserliche Majestät oder gegen die Armee als in Berlin. Allemal attribuire man der kaiserlichen Macht Verlust und deren Feinden Victoria!“

Der Kurfürst befand sich im fernem Preußen, in sicherer Entfernung von den kaiserlichen Truppen, die in der Mark und in Berlin hausten. Er schickte den Brief seines Kanzlers Schwarzenberg an das Geheime Ratskollegium nach Berlin, „man solle doch nach dem Rechten sehen und sorgen, daß kaiserliche Majestät nicht offendiret werde!“ Aber das Ratskollegium, welches die Brandschakungen durch die Truppen vor Augen hatte, stand auf seiten der Zeitung und antwortete: „Es ist gewiß, daß kein Wort in solcher Zeitung geändert wird, sondern, wie die aus andern Orten gedruckt und geschrieben kommen, also drucket sie der Botenmeister. Wir haben ihn aber nichts desto minder vor uns gefordert, und ihm geraten, dies Zeitungsdrucken auf eine Zeitlang einstellen, oder doch des Kaisers lieber gar nicht zu gedenken. Er wird sich hierinnen wohl recht erweisen, wiewohl er klaget, daß er sonst nicht zu leben hätte; denn die Besoldung, die er hat, ist nicht groß.“

Hierauf sandte der ängstliche Kurfürst ein Reskript folgenden köstlichen Inhalts:

„Ob es wohl eine Sache, daran sich die Wiener von Billigkeit wegen nicht zu skandalisiren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man sie unsrem Botenmeister aus andren Orten schreibt, so ist uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Praetext genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offension erregen möchte. — Doch könne man denen, welchen die Wissis zugeschickt werden, das Ausgelassene beschreiben.“

Den Nachsatz versteht man in seiner erheiterten Auidität erst wenn man weiß, daß dem Kurfürsten die Wissis selber zugeschickt wurden. Er wollte also selbst das Amüement unfreundlicher Bemerkungen über den Kaiser in Wien nicht entbehren. Bloß vor der Verantwortlichkeit war ihm bang.

Der Schlussatz zeigt übrigens, daß neben der gedruckten noch immer die geschriebene Zeitung ausgegeben wurde. Die Ursache war wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß die gedruckten Blätter, trotz aller Vorsicht ihrer Herausgeber, immer wieder den Verboten verstießen. Als 1632 der Berliner Botenmeister Veit Frischmann um eine neue Erlaubnis zum Druck und Verlag der Staatszeitungen eingekommen, wurde ihm dieselbe zwar erteilt, aber mit der besonderen Verwarnung: „indes nichts von Pasquillen, sie sehen auch wider wen sie wollten, oder sonst etwas, so einen oder den andern, zumahl Standespersonen anzüglich, darinnen sein soll.“

Erst von 1655 ab gab der Berliner Buchdrucker Christoph Rünge eine regelmäßig und zwar wöchentlich einmal erscheinende Zeitung heraus. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte er dabei zu kämpfen! Wie ein Verbrecher wurde er beobachtet. Es wurde ihm ein kirchliches Privileg, aber auch ein eigener Censur erteilt. Trotz aller dieser Vorsichtsmahregeln waren die Zeitungsblätter noch immer nicht „gutgestimmt“ genug, und 1672 wurden sie wieder unterdrückt. 1698 wurden dann auch alle geschriebenen Zeitungen in Berlin verboten. Seit 1690 konnte wieder eine gedruckte Zeitung erscheinen, jedoch nur für kurze Zeit, bis 1706. Dann erhielt ein gewisser Lorenz ein Berliner Zeitungsprivilegium. Doch so sehr hingen diese Drucker mit ihrer Existenz

von fürstlicher Gunst und Gnade ab, daß 1721 das Druckprivileg dem Wanne wieder gänzlich entzogen wurde. 1722 ward es an Joh. Andr. Böhmer übertragen. Er hatte mehr Glück; persönlich bekannt bei Hofe, gelang es ihm, sein Blättchen durch alle Aufseherungen hindurch zu bringen.

In der ersten Regierungsjahre Friedrichs II. fallen die Gründungen weiterer Zeitungen, so die von Friedrich selbst veranlaßte Gründung einer literarisch-politischen Zeitung in französischer Sprache, die jedoch schon nach dreiviertel Jahr wieder einging, und die Gründung der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrtenfachen“ durch Haude.

Lothhudele Geschichtschreiber suchen es gerne so darzustellen, als sei durch dieses Friedrichs „edlen Willen“ ein großer Aufschwung des Berliner Zeitungswezens hervorgerufen worden. Sein Wort „Gazetten sollen nicht genieret werden“, wies ja hin auf die uneingeschränkte Pressefreiheit, die dieser König der Berliner Presse erstmalig verschaffte. In Wahrheit ließ der König dem östreichischen Hofe durch „den Berliner Zeitungsschreiber“ allerlei Unangenehmes anhängen, damit er selbst aber dafür nicht verantwortlich gemacht werde, gab er den Schein von Pressefreiheit. Deutlich zeigt dies der Brief des Kabinettsministers v. Bodewils, den dieser unterm 5. Juni 1740, also wenige Wochen vor Ausgabe der neuen „Handelschen Zeitung“ schrieb: „S. K. M. haben mir nach aufgehobener Tafel allergnädigst befohlen, daß dem hiesigen Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, in dem Artikel von Berlin von demjenigen, was anigo hierjehst vorgeht, zu schreiben, was er will, ohne daß solches censurirt werden soll, wie Höchstberckselben Worte waren, weil solches dieselben diserte, dagegen aber auch sodann fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu regieren, daß der *** Hof über dieses Sujet sehr pointilloux wäre; Se. Majestät erwiderten aber, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müssen.“ So sieht sich das Wort wesentlich anders an und es wäre auch nicht zu verstehen, woher die übrigen rasch verslogene Pressefreiheit des Königs sonst gekommen sein sollte. Wie sein Vater, der „Soldatenkönig“, in die Zeitungen die rohen Wize bringen ließ, mit denen er seinen gelehrten Hofnarren Gumbling im Tabakskollegium hänselte, so empfand Friedrich II. eine böshafte Schadenfreude, wenn er die „Zeitungschreiber“ zwingen konnte, erdichtete Unnachrichten über Unwetter bei Spandau und dergleichen mehr anzunehmen, wodurch er sowohl den „Zeitungschreibern“ seine Verachtung zu erkennen gab, als die Leser in Schrecken oder ohnmächtigen Grimm versetzte. Schon im März 1741 befohl der König wieder „in publicis“ die Censur des Kabinettsministeriums. Sie wurde seitdem noch fortwährend verschärft; Konfiskationen, brutale Unterdrückungen hinderten die Entwicklung der Berliner Presse, die bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein eine klägliche, von Censurs Gnaden geführte Existenz hatte.

In der sogenannten vormärzlichen Zeit wurde die Zensur-censur zu einem pflügend-brutal ausgebauten System. Das bishigen Sonnenwärme, welches der vierte Friedrich Wilhelm der Berliner Presse gegönnt hatte, verwandelte sich bald in eine noch schlimmere Unterdrückung als sie je zuvor geübt hatte. Unter dem Vorwand des Censurs konnte sich die Presse nicht entwickeln und am besten wird ihre klägliche Lage gekennzeichnet durch ihr Aussehen, ein paar Zeilen Deutschland, ein bishigen Berliner Theater- und Konzernnachrichten und seitenlange Ergüsse über fremdländische Politik. Selbst nach 48 änderte sich der Charakter der Berliner Presse nur auf kurze Zeit, denn die Jahre der Reaktion vernichteten alles wieder, was sich die Presse erungen hatte. Sindelshy richtete seine Gewalttherrschaft über die Berliner Presse auf. Unter dem allmächtigen Polizeipräsidenten Berlins, der alle Tage neue „Verhängnisse“ entdeckte und, gleich den Leuten der Kamarilla, den König mit der Wiederkehr eines 18. März zu ängstigen wuchte, waren willkürliche Konfiskationen an der Tagesordnung. Sie hinderten die innerliche und die äußere Entwicklung der Berliner Presse. Erst mit dem Beginn der 60er Jahre, den politischen und sozialen Umwälzungen, die Berlin durchmachte, wurden die Bedingungen für die moderne Entwicklung der Presse geschaffen, durch die sie zu ihrer heutigen Größe emporkommen konnte. — E. R.

Kleines Feuilleton.

k. „Erinnerungen eines Souffleurs.“ Unter diesem Titel veröffentlicht ein italienischer Souffleur, Ronaldi, der in dieser Thätigkeit weit umhergekommen ist und reiche Erfahrungen gesammelt hat, bei Bocca in Turin ein interessantes Büchlein, das manchen heiteren Zug aus dem Theaterleben zu berichten weiß. Dazu gehören z. B. die Formen, die das Begeisterungsfieber des Publikums für seine „Stars“ manchmal anzunehmen pflegt. Als die berühmte Tänzerin Fanny Elster zum erstenmal in Richmond auftrat, wurde ihre Ankunft in der Hauptstadt Virginiens mit Kanonenschüssen angekündigt. Ihr Einzug in die Stadt war ein wahrer Triumphzug; ein langer Zug, in dem

sich alle bedeutenden Behörden der Stadt, der Bürgermeister, die Ratsherren, die Staatsräte, die Richter usw. befanden, geleitete die Tänzerin. Unter einem andern Begeisterungsausbruch des Publikums hatte der berühmte Kontrabassist Votestini in einem russischen Theater zu leiden. Er entlockte nämlich seinem Instrument so wundervolle Harmonien, daß das Publikum zwar zu Beifallsjubeln hingerissen wurde, zugleich aber zweifelhaft wurde, ob es möglich wäre, aus dem Kontrabaß solche Töne hervorzuzaubern. Es witterte einen Betrug und drang wütend auf die Bühne, um heraus zu bekommen, ob nicht hinter den Kulissen ein Violinspieler sich verberge und Votestini nur ein Spiel vorgetäuscht hätte. Der berühmten Ballett-Tänzerin Joco entschlüpfte eines Abends, während sie tanzte, ein Schuh, der mitten in den Zuschauerraum fiel. Ein wütender Kampf folgte. Niemand konnte natürlich dieser kostbaren Reliquie ungeteilt habhaft werden, aber hundert Zuschauer konnten sich rühmen, ein ganz kleines Teilchen des kleinen Toilettenobjekts erobert zu haben und das Knopfloch damit zieren zu können. Die Gunst des Publikums ist aber für die auftretenden Künstler ein Talisman, den keiner von ihnen missen möchte. Nicht nur die Debutanten kranken am „Lampenfieber“, auch die berühmten „Stars“ können es häufig nicht überwinden. Zu diesen gehört z. B. die Patti, auf die, wie Monaldi erzählt, die Dame dieselbe Wirkung übt, wie das Wasser von Montecatini. Die Waldmann und die Nevada verloren vollständig die Sprache, die Theodorini hatte heftigste Magen-schmerzen; Goharre mußte, um das Lampenfieber zu überwinden, sich die Augen mit dem Rauch von einem Duzend Cigaretten umwickeln, die er in wenigen Minuten aufrauchte; der sonst immer lebenswürdige Stagnu war vor seinem Auftreten immer geradezu mausflehlich. Eine Gewohnheit vieler Sängerrinnen ist es, sich schnell vor ihrem Auftreten zu befruchten. —

— **Cinc, der das Gesetz kennt.** Aus Wien vom 2. d. M. berichtet die „Wiener Morgenzeitung“: Der Fiaferlutscher Franz Danglermayer hatte sich beim Bezirksgerichte Josefstadt wegen Zusammenstoßens mit einem Brotwagen zu verantworten.

Richter: „Sie sind schon achtzehnmal bestraft?“
 Angekl.: „Aber niemals wegen § 431.“
 Richter: „Weshalb denn sonst?“
 Angekl.: „Polizeilich und meistens wegen § 430, daß is auf-sichtsloses Zeug!“
 Richter: „Voriges Jahr sind Sie aber doch wegen § 431 zu vierundzwanzig Stunden verurteilt worden?“
 Angekl.: „Ah! Das war wegen einer Kreuzung, aber es war keine Gefahr für körperliche Sicherheit dabei.“
 Richter: „Dann wars ja nicht § 431!“
 Angekl.: „Was es . . . dös war Schnellfahren nach § 427!“
 Richter: „Sie bekunden da eine außerordentliche Gesetzeskunde!“

Angekl.: „I hab' lang an Advokaten . . . 'n Doktor B. g'führt . . . und der hat mir a all's G'iez geb't . . . no, und wann i am Standplatz nig z'thum g'habt hab', da hab' i's Büchel halt durchstudiert!“

Richter: „Bei dieser Gesetzeskenntnis sollten Sie sich aber beim Fahren doch mehr in Acht nehmen!“

Angekl.: „Herr Richter! Was nützt meine Gesetzeskenntnis, wann's Noß sturzig is? Vom Aufschub aus sieht die G'schicht' ganz anders aus, als wie im Strafgeset'!“

Richter (nach Einbernehmung der Zeugen): „Eine Unachtsamkeit liegt doch vor! Haben Sie noch etwas zu bemerken?“

Angekl.: „I bitt' um an' Milderungsgrund, weil la Schaden entstanden is!“

Das Urteil lautete auf vierundzwanzig Stunden Arrest.

Angekl.: „I kumm' binnen drei Tag' . . . i muag im Zwölfe auf der Bahn sein, sunst hab' i mit'n Polizeig'setz z'thum!“ —

Theater.

Lessing-Theater. „Die Kollegin“, Schauspiel von Hermann Katsch. — Schon seit einiger Zeit taucht der weibliche Doktor hier und dort in Dramen, Novellen und Romanen auf; und die Versuche, diese neue interessante sociale Figur literarisch auszumünzen, werden aller Voransicht nach in nächster Zukunft immer zahlreicher werden. Eine ganze Reihe, in dieser speziellen Nuancierung neuer Probleme und Konflikte bietet sich dar. Der Einschub neuen Wissens, neuer Ideen und eines neuen kritisch-wissenschaftlichen Denkens, den der weibliche Charakter so erhält, ebenso wie die neue Art selbständiger Berufsthätigkeit wird nach allen möglichen Richtungen hin das Seelenleben der Betreffenden modifizieren und so zu allerhand Widerstreit gegen ererbte Empfindungen und Werturteile führen müssen. Vor allem auch in der Liebe. Das kann ernste und traurige, aber das kann auch lustige Situationen und Verwickelungen geben. Bis jetzt ist das einzige Doktorinnen-drama, welches sich über außerliche konventionelle Wege erhebt, eine — Komödie, Dreyers überaus humorvoller Schwan: „In Befandlung“. Aber in diesem Schwan steck mehr frische Charakterisierungskunst als in manchem Duzend höchst ernsthaft einherstolzender Schauspiele. Die Lisbeth, die junge Doktorin, die mit lustigem Uebermut den Kampf um die Praxis aufnimmt, die eigen sinnige burleske Verächterin aller Sentimentalität, die sich so drollig gegen die Liebe wehrt, bis sie endlich mit einem urwüchsigen Ausbruch des Kerkers die Waffen von sich wirft, ist eine prächtige Figur, voll strotzender Lebenskraft, im Tüchtigen, wie in ihren lächerlichen Eigenheiten von gleicher Echtheit; und die Ve-

Lehrung zur Liebe hat, so wie Dreher die Sache wendet, keine Spur von philistrischem, Kochtopfgebeiztem Beigeschmack. Bei so viel Trefflichen nimmt man dann schon einen Haufen krasser Unwahrscheinlichkeiten gerne mit in Kauf.

An krassen Unwahrscheinlichkeiten fehlt es auch nicht in dem katijischen Schauspiel, aber leider an einer Charakteristik, deren Fülle über solche Mängel hinweghelfen könnte. Das Fräulein Mariame, das uns hier als neugeborene Doktorin der Naturwissenschaften entgegentritt, ist ein bleichsüchtiges Stubengewächs, eine kleine humorlose Bedantin, die sich nie, wie die Dreher's Lisbeth, den frischen Wind des Lebens um die Waden hat pfeifen lassen. Sie ist fleißig und versteht etwas von schwierigen Experimenten. Das sehen wir im zweiten Akt, allwo ein ganzes Laboratorium auf die Bühne kommt. Aber damit ist auch das, was der Dichter von ihrem Wesen uns glaubhaft wiederzugeben vermag, in der Hauptsache erschöpft. Daß sie für den jungen Universitätslehrer, unter dessen Leitung sie in dem physiologischen Institut arbeitet, eine kritiklos-bewundernde Mädchenschwärmerei hegt, macht die Figur nicht gerade interessanter, stimmt aber mit ihrem allgemeinen Wesen ganz wohl überein. Doch hier hört dann der Glaube auf. Die Liebesgeschichte, die an die Schwärmerei sich anknüpft und die uns nach des Dichters Intentionen eine Art tragisches Interesse für das Mädchen einflößen soll, wirkt in ihrer völligen Unmotiviertheit geradezu niederschlagend. Der angeschwärmte Doktor Westphal ist ein absolut herzloser, abstoßend korrekter Streber und Careeremacher. Auch die Wissenschaft gilt ihm nur als Mittel, die Zwecke seines Ehrgeizes zu befriedigen. Alles, was er thut, geschieht mit kluger, egoistischer Berechnung. Und dieser Mann, von dem wir schon im ersten Akte hören, daß er der Tochter des einflussreichen Universitätsdecanen den Hof macht, der nichts so sehr wie einen ihn kompromittierenden Skandal fürchtet, der soll, leidenschaftslos wie er ist, den Dummenjungenstreich begehen und seiner Schülerin, der Tochter eines Kollegen, mit allerhand schönen Romantiphrasen ein freies Liebesverhältnis vorschlagen! Das ist absurd. Die Liebeszene, in der er sie gewinnt, wirkt geradezu peinlich in ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit — umsonst, da der Streber auch hier die kalteste Besinnung zu bewahren, ja, um das noch recht possenhafte zu markieren, bei der Umarmung heimlich nach der Uhr zu schauen hat! Und so geht es weiter. Abgesehen von der starken Unwahrscheinlichkeit, daß das uns bisher nur als äußerst fleißig bekamte und in ihrer Art korrekte Professorstochterlein von der abstrakt platonischen Liebe, die man ihr zutraut, auf jene Aufforderung hin sofort zu einer sehr konkreten Liebespraxis umschwinkt, — soll man dann noch glauben, daß der Herr Decan drei bis vier Wochen nach Beginn dieses Verhältnisses der schon längst aufs Korn genommenen Decanentochter einen Heiratsantrag macht; soll man glauben, daß er die Naivetät besitzt, dem Mädchen auch so noch eine Fortführung des Verhältnisses zuzumuten; soll man endlich glauben, daß die betrogene Doktorin, wie eine völlig hilflose, nach der ersten großen Enttäuschung schleunigst zum Gift greift! Dieser sinnlose Selbstmord, der nur beweist, wie wenig inneren Halt ihr die wissenschaftliche Arbeit, von der sie immer mit so viel Begeisterung sprach, gegeben, bringt das Mädchen auch um die länglichen Sympathien, die es hier und dort in einzelnen Szenen des Stückes erregt. Und kein psychologisches Interesse entschädigt dafür. Die typische Bedeutung, die dem Dichter im Sinne gelegen haben mag ist, daß die elementaren Seelenregungen alle sichernden Dämme, die Wissenschaft und Denken aufgeschüttet haben, immer wieder durchbrechen, kommt bei dem Mangel einer auch nur einigermaßen überzeugenden Charakterentwicklung in dem Stücke selbst nicht heraus.

Wenn das Drama trotz dieser fundamentalen Mängel einen starken Applaus fand, so mag sich das aus dem ganz allgemeinen Interesse an dem Stoffe und aus dem gefälligen Bühnengeschick, mit dem einige episodisch schilbernde Szenen, vor allem die Laboratoriumsszene im zweiten Akt, erfinden sind, erklären. Dann aber that auch die Aufführung alles, was möglich war, für den Erfolg. Agnes Sorn a spielte die Hauptrolle. Sehr gut waren, um aus der übrigen Besetzung Einiges hervorzuheben, Herr Waldow als harmlos zerstreuter, von Vaterstolz gehobener Professor, Lore Jona als mausfischlich nörgelnde Professorsgattin, Willy Peters und Joseph Klein in ihren Nebenrollen, endlich auch — von den unmöglichen Liebeszenen abgesehen — Herr Patry in der Rolle des trockenen, geschneiegelten Schleichers Westphal.

Geologisches.

ti. Verändert sich die Länge des Erdentages? Unter allen astronomischen Größen gilt die Länge des Erdentages, also die Dauer der einmaligen Umdrehung der Erde um ihre Achse als die zuverlässigste. Nach dem berühmten Grundsatz des griechischen Philosophen Heraklit ist zwar alles in der Welt in dauerndem Fluß begriffen, demnach müßte auch die Länge des Erdentages einer allmählichen Veränderung unterworfen sein, jedoch hat der große Laplace aus seinen Berechnungen den Schluß gezogen, daß die Länge des Tages zum mindesten seit den letzten 2000 Jahren nicht um einen nennenswerten Betrag geschwankt haben könne. Mit dieser Angabe ist freilich die Frage nur vorläufig erledigt, denn die Menschheit besteht schon viel länger als 2000 Jahre und wird ohne Zweifel auch noch länger bestehen. Wann wird nun der Tag, der vor 2000 Jahren bereits die Länge

von 24 Stunden hatte, merkbar länger oder kürzer geworden sein? In einer Untersuchung dieses Problems zieht Smith Woodward zunächst die Veränderung innerhalb der Erdmasse in Betracht, die sich als Folge der zunehmenden Abkühlung und Schrumpfung der Erdkugel vollzieht. Auf der andern Seite erfährt man unser heimatischer Weltkörper eine fortgesetzte Massenvermehrung durch die aus dem Weltraum auf ihn herabfallenden Meteore. Der erstere Vorgang wirkt auf eine Verkürzung, der zweite auf eine Verlängerung des Erdentages hin, das heißt, auf eine Beschleunigung beziehungsweise Verlangsamung der Erdumdrehung. Nach den Berechnungen, die Smith Woodward in Anlehnung an Laplaces „Himmelsmechanik“ ausgeführt hat, kommt er zu dem Schluß, daß die Abkühlung der Erde so langsam vor sich geht, daß die Länge des Tages während der ersten zehn Millionen Jahre nach dem Beginn der Erdverdichtung sich nur um eine halbe Sekunde verändert haben könne. Wenn die Erhaltung vollendet sein wird, muß sich jedoch in der Dauer des Tages eine sehr nennenswerte Verschiebenheit herausgebildet haben, und aus dieser Annahme würde sich ergeben, daß die Erdgeschichte mit ganz ungeheuren Zeiträumen zu rechnen hat. Woodward nimmt an, daß die Erde zunächst eine Temperatur von 3000 Grad besessen habe, ferner daß ihre Zusammensetzung bei der Abkühlung in gleicher Weise vor sich geht, wie sie beim Eisen versuchsweise beobachtet ist. Alsdann würde sich die Länge des Tages bei völliger Erhaltung des Erdkörpers um fast 1 1/2 Stunden verkürzen. Welche Zeit würde nun bis dahin verstrichen sein? Es läßt sich darüber überhaupt nur mit einer Einheit von Jahrmillionen rechnen, denn es würde eine Billion von Jahren darüber vergehen, ehe die Erdabkühlung zu einer sichtbaren Veränderung in der Länge des Tages geführt hätte. Auch dieses ungeheure Zeitmaß würde theoretisch noch zu klein sein, denn die Vermehrung der Erdmasse durch niederfallende Meteore wirkt ja der Verkürzung des Tages durch die Abkühlung entgegen. Es muß nun noch bestimmt werden, inwieweit dies der Fall ist. Woodward ist der Ansicht, daß die Vermehrung der Erdmasse durch Meteore überhaupt kaum in Betracht komme, denn der Zuwachs aus dieser Ursache geht wahrscheinlich so langsam vor sich, daß er eine Verlängerung des Erdentages nur um eine Einheit herbeiführen könnte, wenn gleichzeitig die Erhaltung eine Verkürzung des Tages um 200 000 Einheiten bewirkt hätte. Diese Schätzung beruht bereits auf der weitgehenden Annahme, daß täglich 20 Millionen Meteore, allerdings nur im Durchschnittsgewicht von einem Gramm, aus dem Weltraum der Erde zuströmen. Unter dieser Voraussetzung würde eine Billion von Jahren vergehen, ehe sich der Erdentag aus dieser Ursache um nur 1/4 Sekunde verlängert haben würde. —

Humoristisches.

— Wahres Geschichtchen. Pfarrer und Lehrer sitzen in eifriger Unterhaltung am Viertisch zusammen. Der Pfarrer ist im Begriffe, sich eine frische Cigarre anzuzünden. Schnell entzündet der aufmerksame Lehrer ein Rindholz und will es seinem geschätzten Nachbar überreichen. In demselben Augenblicke verlöscht das Rindholz.

Pfarrer: Sehen Sie, mein lieber Herr Lehrer, das Licht der Schule verlöscht!

Lehrer: Sehr richtig, — sobald es die Kirche in die Hand nimmt. —

— Aus dem Auffakhefte eines Badisches: „Zwillinge sind kleine Wesen, die sich fürchteten, allein auf die rauhe Welt zu kommen.“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Preise von 200 Mark, 100 Mark und zwei Preise von je 30 Mark schreibt die Verlagsgesellschaft „Harmonie“ (Berlin) für die besten sangbaren Brettlieder aus. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. April. —

— „Die rote Ampel“, ein Schwank von Kurt Kraak und Wilhelm Jacoby erzielte bei der Erstaufführung im Mannheimer Modernen Theater einen Lacherfolg. —

— Martin Greifs Trauerspiel „Konradin der letzte Hohenstaufe“ wurde im Stadttheater zu Wien durch Studenten aufgeführt und beifällig aufgenommen. —

— Zur Errichtung eines griechischen Theaters in Rom, in dem Aufführungen in der Art wie vor 2000 Jahren stattfinden sollen, will die „Gesellschaft der römischen Hotelbesitzer“ 800 000 M. stiften. —

— Die fünfte Ausstellung der Berliner Seceßion soll am 20. April eröffnet werden und bis zum 1. Oktober dauern. —

— Der erste Kongreß der Deutschen Gesellschaft für orthopädische Chirurgie wird am 1. April in Berlin (Chirurgische Universitätsklinik) eröffnet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 9. März.